

Soldatenlieder von einst.

In den Volkslieder-sammlungen, die in den letzten Jahren durch die bürgerliche Jugendbewegung veranstaltet wurden, spielen die Soldatenlieder eine bedeutende Rolle. Kein Wunder; denn die Begeisterung für Militär und Krieg zu wecken, war ja eine der Hauptaufgaben der nationalen Jugendzucht.

Und es hat ja nichts zu sagen, wenn der Rock zerrissen ist; denn er wird ja nur getragen, von des Königs Weisheit.

Dieses Anklagen an des Königs Rock mit dem ganzen Komplex der Verpflichtungen, die dem Soldaten fahnenbildlich aufzuerlegen, ist höchst bemerkenswert. Nun gibt es natürlich, wie von allen Volksliedern, so auch von diesem, zahlreiche Varianten.

Denn er wird ja nur getragen auf der Weisheit als Reservist.

Die üblichste Form jedoch lautet:

Denn er wird ja nur getragen bei dem Bauern auf dem Mist.

Die alten Soldatenlieder sind durchweg wenig militärfreundlich. Alle die Tugenden, die heute von einem Soldaten gefordert werden und die im Soldatenaltruismus, den Kriegsdarstellungen, ihren konzentriertesten Ausdruck gefunden haben, kennt das alte Soldatenlied gar nicht als Gegenstände, die besonderen Lobes wert wären.

„Müssen muß ich dich auf Posten, Soldat! es gleich mein Leben kosten!“

Manchmal schäpft der glückliche Zufall die Liebenden; manchmal aber werden sie von der Nachtpatrouille überfallen:

„Keine Gnad' hast du zu hoffen, Du mußt mit mir auf die Wacht, Denn was hast du hier zu karrefieren, Sei so später Anst'r'er Mitternacht?“

Immer liegt in diesen alten Liedern die Soldatenliebe über alle militärischen Tugenden. Wo der Soldat auch sein mag, ob auf der Wachtstube oder auf Posten, ob auf dem Marsche oder im Felde: stets denkt er an sein fernes oder nahes Liebchen, und stets denkt sein Liebchen an ihn, in Treuen und in Untreue.

Wie tief aber auch die Liebe im Soldatenherzen sitzen mag, das Geiraten ist dem Traben doch recht zuwider:

Warum ich sie nicht nehme, Das liegt klar auf der Hand. Sie ist nicht schön von Angesicht, Einen Buckel hat das Ruder, der gefällt mir nicht. Eher dich weg von mir, Eher dich weg von mir, Eher dich weg von meiner Lär.

Und auch dann sucht er sich noch um das Geiraten zu drücken, wenn die Liebe nach bürgerlichen Moralbegriffen die Ehe notwendig gemacht hätte.

Kirgendes in den alten Soldatenliedern kommt eine sonderliche Begeisterung für das kriegerische Handwerk zum Ausdruck. Schon der Umstand, daß der Soldat bei den wichtigsten Dienstobliegenheiten mit seinen Gedanken bei seiner Liebsten oder in seiner Heimat weilt, beweist, wie wenig der militärische Dienst sein Seelenleben erfüllt. Er steht ihm gleichgültig oder gar ablehnend gegenüber und freut sich, wenn er sich ihm entziehen kann, sei es durch den Aufenthalt bei „Vater Philipp“ oder im Lazarett.

„Dann zieht man schlechte Kleider an, Nimmt das Kommissbrot wohl unter'n Arm Und wandelt dann mit frohem Sinn Gemächlich ins Arresthaus hin. Goldbrö.“

Und noch als Reservist gedenkt er dankbar des Arrestes:

„Leb' wohl, du Militärarrest, Jetzt länger hältst du mich nicht fest. Dir sei ein dreifach Hoch gebracht, Weil du mich oft beschützt hast.“

Ebenso wird das Lazarett vom Reservisten besungen:

„Leb' wohl du stilles Lazarett, Mit Medizin und mit Rezept. In dir hab' ich so oft mich erquilt Und wochenlang herumgedrückt.“

Stets empfindet der Soldat von anno dazumal den Dienst als drückend und lähmend; in bewegten Worten besingt er die verlorene Freiheit:

„Edle Freiheit, du mein Leben, Wie betrübt ziehst du dahin. Stets in Trauer muß ich schweben, Weil ich ein Soldat noch bin.“

Und bald schon ist es ihm leid, unter die Soldaten gegangen zu sein:

„Und als er ins fremde Sachsen rein kam, Da tat es ihm bitterlich leid. Ach wär' ich zu Hause geblieben, Ja, ja, geblieben, Bei der Herzallerliebsten mein.“

Auch ins Feld zieht er gar nicht mit der großen Begeisterung, die in den neuen Soldatenliedern herrscht:

„Wie betrübt und traurig Muß mein Schatz jetzt sein, Denn wir müssen marschieren, Kommen gar nicht mehr heim.“

„Gestern früh um halb viere, Beim Vollmondenlicht, Stand mein Schatz vor der Türe, Das gab mir einen Stich.“

In einem anderen Liede heißt es:

„Die Reife nach Jylland, Wie fällt sie so schwer. Ach du allerhöchste Mädchen, Dich seh' ich nimmermehr.“

Die meisten dieser alten Lieder sind von jener dätischen Schwermut erfüllt, der Schubart in seinem Abschiedslied so erschütternden Ausdruck gab:

„Auf, auf, ihr Weiber und seid stark! Der Abschiedstag ist da, Schwer liegt er auf der Seele, Schweiß Wir sollen über Land und Meer, Ins heiße Afrika.“

Und der Feldzug? Das Donnern der Kanonen und das Knattern der Gewehre? Der Sturmhauf in den Feind? Die Poesie des Feldes der Ehre? Stimmt das alles den Soldaten der alten Zeit zu begeisterten und begeisterten Gefängen? Man hört:

„Soldat, du junges Blut, Du bist so hoch geboren, Hast immer frohen Mut. Drum, wenn die Kanonen brausen, So darf es dir nicht grausen. Wer Glück hat, komm mit davon, Wer Angst hat, springt davon!“

Die Schlacht war diesen Soldaten gar nicht der Gegenstand großer Begeisterung, vielmehr erfüllte sie ihn mit einem tiefen Pessimismus oder mit grimmigem Spott. In dem Liede „Tippe-De-mold, eine wunderschöne Stadt“, erscheint diese Stimmung in geradezu grotesker Form. Man nehme nur die Apotheose des erschossenen Kriegers:

„Der Leib vermodert in der Gruft, Der Rock bleibt in der Welt. Die Seele steigt empor zu Gott, Wo die Kanonen sehn.“

Der gealterte Soldat aber war damals ein armfelliger Mensch, der sein Best nicht mehr verdienen konnte:

„Und ein alter Soldat, Der gar nichts mehr hat, Der handelt mit Essig, Seine Tochter mit Kerffig, Seine Frau mit Salat.“

Reife dieser Stimmung finden sich auch in späteren Liedern:

„Brüder freut euch in der Kunde, Denn jetzt heißt's Reservemann; Und es naht die frohe Stunde, Wo ein jeder sagen kann — nun ist mir wohl.“

Oder:

„Und ruft das Vaterland uns wieder Als Reservist und Landwehrmann. So sagen wir, wir können's nimmer, Schaut's uns're alten Knochen an.“

Es erklärt sich ganz leicht, weshalb die alten Soldatenlieder eine so starke militäreindliche Note haben. Die meisten von ihnen sind in einer Zeit entstanden, wo es noch keine allgemeine Wehrpflicht gab. Die Soldaten waren, deren Geist jene Lieder atmen, waren ein bunt zusammengewürfeltes Völkchen. Sie hatten gar kein tieferes Interesse an dem Soldatendienst und an der Kriegsführung. Bald dienten sie unter diesen, bald unter jenem Kriegsherrn. Möglicherweise große Annehmlichkeit des Dienstes und Aussicht auf Beute, das waren die Triebkräfte für die Uebernahme des Dienstes bei der Werbung. Was war diesen Soldaten das Vaterland? Sie waren ja die ersten und rechten vaterlandlosen Gefellen, von denen man nur etwas wissen wollte, wenn sie sich als Kanonenfutter gebrauchen ließen. Was war ihnen die heimatische Scholle? Sie waren durch die Not der Zeit ja längst von ihr vertrieben. Was war ihnen der Kaiser und König? Sie wurden ja wie die Kanonen von ihm behandelt und pflöckten auf ihn, wenn seine Anute ihnen unerträglich wurde. Auch die Defektion spielt daher in diesen alten Volksliedern eine große Rolle. Der militäreindliche Geist wird eben stets die Soldaten befeelen, wenn sie zum Kampfe für Interessen gezwungen werden, die nicht ihre eigenen sind.

Ueber die neuen Soldatenlieder, die der Krieg ja in Menge hervorbringt, bei Gelegenheit das Nötige. — 2 —

Aus den Tagen von Sedan.)

Gerade in diesem Augenblick wurde der erste Kanonenschuß von Saint-Menges abgefeuert. Im Talgrunde strichen noch Rebellenschen dahin und man sah nichts als eine wirre, durch den Engpaß von Saint-Albert marschierende Menge.

Es war noch nicht acht Uhr. Der Kanonendonner, der in der Richtung von Bazailles mit verdoppelter Stärke in der Richtung von Osten hören, im Gibonnetal, das man nicht sehen konnte: es war der Augenblick, da die Armee des Kronprinzen von Sachsen aus dem Chevalierwalde herabvordrängte und auf das erste Korps vor Daigny stieß. Und vorbrach und auf das erste Korps vor Daigny stieß. Und jetzt, da das 11. preussische Korps auf dem Marsche gegen Floing das Feuer auf die Truppen des Generals Douay eröffnete, hatte sich die Schlacht auf allen Seiten vom Süden bis zum Norden in diesem ungeheuren Umkreis von mehreren Meilen entsponnen.

Maurice war sich des unverbesserlichen Fehlers bewußt, der dadurch begangen worden war, daß man sich nichts nicht auf Rézidières zurückgezogen hatte. Aber die Folgen blieben ihm unklar. Nur eine dumpfe, instinktive Ahnung der Gefahr veranlaßte ihn, mit Unruhe die benachbarten Höhen zu betrachten, die die Hochebene von Algérie beherrschten. Wenn man nicht die Zeit gehabt hätte, sich zurückzuziehen, warum hatte man sich nicht dazu entschlossen, diese Höhen zu besetzen und sich an die Grenze anzulehnen, bereit, nach Belgien hinüberzugehen, falls man über den Haufen geworfen würde? Zwei Punkte schienen besonders bedrohlich: der Hügel von Hattog oberhalb Floing links und der Calvarienberg von Jilly, von dessen Gipfel ein Steinkreuz zwischen zwei Linden niedersah. Tags zuvor hatte General Douay den Hattoggipfel von einem Regiment besetzen lassen, das sich zu sehr ohne Halt, am frühesten Morgen zurückgezogen hatte. Was den Calvarienberg von Jilly anlangte, so sollte er vom linken Flügel des ersten Korps verteidigt werden. Das Gelände dehnte sich zwischen Sedan und dem Ardennenwald weit und fahl und von tiefen Taleinschnitten unterbrochen aus; der Schlüssel der Stellung war augenscheinlich dort, zu Füßen jenes Kreuzes und der beiden Linden, von wo aus man die ganze umliegende Gegend bestreichen konnte.

Zwei andere Kanonenschüsse erdröhnten; dann krachte eine ganze Salve. Diesmal hatte man eine Rauchwolke von einem kleinen Abhang, links von Saint-Menges, aufsteigen sehen.

Die Leute, immer unbeweglich und Gewehr bei Fuß, hatten keine andere Unterhaltung, als die schöne Ordnung der zweiten Division zu betrachten, die vor Floing aufgestellt

war und deren linker Flügel, in Hakenstellung postiert, sich der Maas zuwandte, um einen Angriff von dieser Seite her zu begegnen. Nach Osten hin entfaltete sich die dritte Division bis zum Garennenwalde, unterhalb Jilly, während die in Beaumont stark mitgenommene erste Division sich im zweiten Treffen befand. Im Laufe der letzten Nacht hatten die Geniesoldaten an Vereidigungswerken gearbeitet. Sogar unter dem beginnenden Feuer der Preußen warf man noch Schützengraben und Schuttermatzen auf.

Im unteren Teile von Floing begann Gewehrfeuer zu knattern, das allerdings sofort verstummte, und die Kompagnie des Hauptmanns Beaudouin erhielt den Befehl, sich 300 Meter weiter rückwärts zu postieren. Man war eben in einem weiten Kobladler, als der Hauptmann mit seiner dünnen Stimme rief:

„Nieder!“

Man mußte sich niederlegen. Die Kohlköpfe troffen von dem reichlich gefallenen Tau, und auf ihren dicken, goldgrünen Blättern lagen Tropfen von der Reinheit und dem Glanze großer Brillanten.

„Bisier vierhundert Meter!“ rief der Hauptmann wieder.

Von diesem Augenblicke an hörten die Granaten nicht mehr auf. Das Zielen ging nur langsam vor statten; die ersten Geschosse fielen jenseits der Batterie nieder, die gleichfalls zu schießen begann. Außerdem explodierten viele Granaten gar nicht, da sie von dem weichen Erdreich gedämpft wurden; da gab es denn zuerst unaufhörliches Gespött über die Ungeschicklichkeit dieser verdammten Sauerkrautfresser.

Doch im nächsten Augenblick zerschmetterte ein Granatsplitter den Kopf eines Soldaten am ersten Gliede. Nicht einmal ein Schrei ward gehört, aufspritzendes Blut und Gehirn, das war alles.

„Armer Kerl!“ sagte einfach der Sergeant sehr ruhig und sehr bleich, „es kommt bald ein anderer dran.“

Aber man verstand einander nicht mehr, und vor allem litt man unter dem furchtbaren Lärm. Die benachbarte Batterie schloß ohne Unterlaß, mit einem unaufhörlichen Dröhnen, unter dem die Erde bebte, und die Mitrailleusen, die die Luft zerrissen, waren noch unerträglicher. Sollte man noch lange so im Kobli liegen bleiben? Man sah noch immer nichts, man wußte nichts. Es war unmöglich, die geringste Vorstellung von der Schlacht zu bekommen; war es nur auch eine richtige große Schlacht? Ueber der flachen Linie der Felder erkannte Maurice nur den runden, bewaldeten Gipfel des Hattog sehr fern und noch dde. Sonst am Horizont zeigte sich nicht ein einziger Preuße. Nur Rauchwolken erhoben sich und schwebten einem Augenblick im Sonnenschein. Und als er den Kopf wandte, war er sehr überrascht, unten in einer kleinen, von steilen Abhängen beschützten Talsohle einen Landmann zu sehen, der seinen Aker ohne Hast bestellte und seinen mit einem großen Schimmel bespannten Pflug lenkte. Warum einen Tag verherren? Weil man sich schlug, konnte

doch das Getreide nicht aufhören zu wachsen und die Welt nicht aufhören zu leben.

Doch das furchtbare Artillerieduell dauerte fort und verschärfte sich über den Köpfen der Regimenter, die in dem glühenden, traurigen Gefilde lagen, wo keine Seele sich im Sonnenbrande zeigte. Nichts war da als dieser rollende Donner, dieser Orkan der Zerstörung, der durch die Finde dahinbrauste. Stunden dürften so vergehen, ohne daß dies aufhören würde. Aber schon gab sich die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie kund; die Sprenggeschosse explodierten fast alle in ungeheuren Entfernungen, während die französischen Kugeln mit Zeitzündern, von viel kürzerer Flugweite, sich häufig in der Luft entzündeten, bevor sie das Ziel erreicht hatten. Es gab also kein anderes Zufluchtsmittel, als sich in der Furche, in der man sich eingegraben hatte, ganz klein zu machen! Und dabei nicht einmal die Erleichterung, nicht einmal der betäubende Rausch, ein paar Flintenschüsse abzugeben. Denn auf wen sollte man schießen? Sah man doch noch immer niemand an dem leeren Horizont!

Pferdegalopp links veranlaßte die Leute, die Köpfe umzudrehen. Sie erkannten General Douay mit seinem Generalstabe, der herbeigeeilt war, um sich von der festen Haltung seiner Truppen unter dem furchtbaren Feuer des Hattogberges mit eigenen Augen zu überzeugen. Er schien befriedigt und gab einige Befehle, als General Bourgain-Desseilles, aus einem Hohlweg hervorstürmend, sichtbar wurde. General Bourgain, so sehr er auch Hoffstolz war, trabte sorglos inmitten der Geschosse umher, in seine afrikanische Routine verbissen, ohne aus den bisherigen bitteren Lektionen irgendwelchen Nutzen gezogen zu haben. Er schrie und gestikulerte als wollte er die Schlachten ganz allein schlagen:

„Sollen nur kommen! Ich warte auf sie, gleich jetzt, Mann gegen Mann!“

Dann bemerkte er General Douay und ritt an ihn heran: „General, ist's richtig mit der Verwundung des Marschalls?“

„Ja, leider... ich habe eben ein Billett von Ducrot bekommen, in dem er mir anzeigt, daß der Marschall ihn zum Armeekommandanten bestimmt habe.“

„Ah! Ducrot ist's... Und welches sind seine Befehle?“ Der General machte eine Gebärde der Verzweiflung. Seit gestern hatte er gefühlt, daß die Armee verloren sei, hatte er umsonst darauf beharrt, daß man die Stellungen von Saint-Menges und Jilly besetzt, um den Rückzug auf Rézidières zu sichern.

„Ducrot nimmt unseren Plan wieder auf; die gesamten Truppen werden sich auf der Hochfläche von Jilly versammeln.“ Dabei wiederholte er seine Gebärde, wie um zu sagen, daß es zu spät sei.

Der Kanonendonner trug seine Worte davon, aber ihr Sinn drang Maurice deutlich zu den Ohren, und er war ent-

*) Aus dem „Zusammenbruch“ von Zola.

Krieg und Arzneiverföorgung.

Die in den Vereinigten Staaten erscheinenden wissenschaftlichen Zeitschriften sind zwar unregelmäßig, aber bis zu den Ausgaben der letzten Augustwoche vollständig in Deutschland eingetroffen. Sie enthalten nicht viel über den Krieg. Immerhin ist eine Anflutung des in Chicago erscheinenden Journals der Amerikanischen Medizinischen Vereinigung, wohl der größten Zeitschrift der Vereinigten Staaten, über den durch den Krieg drohenden Arzneimittelmangel beachtenswert. In dem Leitartikel, der dieser wichtigen Frage gewidmet wird, heißt es (in Uebersetzung) folgendermaßen:

Während das amerikanische Leben in einer weit verbreiteten dramatischen Art durch die europäische Katastrophe bisher nicht in Mitleidenschaft gezogen worden ist, werden alle Berufsarten und Verhältnisse der Menschheit sich wahrscheinlich in unerwarteten Dingen dadurch berührt finden. Die Ärzte z. B. mögen die Erfahrung machen, daß sie im Verschreiben von Arzneimitteln durch den Mangel an gewissen Drogen behindert sind. Die Vereinigten Staaten würden ohne Zweifel außer einer Preissteigerung wenig Verlegenheit spüren, wenn sie gezwungen sein sollten, sich auf amerikanische Lieferungen zu verlassen, soweit anorganische Arzneimittel und biologische Präparate in Betracht kommen. Was aber pflanzliche Arzneimittel betrifft, so werden in den Vereinigten Staaten nur wenige von Wichtigkeit erzeugt. Das Land hängt vielmehr zum großen Teil von Europa ab, und zwar von europäischen Fabrikanten für fertige Arzneien und von europäischen Zwischenhändlern für rohe Arzneistoffe. Die rohen Drogen aus dem „fernen Osten“, wie Chinarinde, Senna, Aloë, Kava, Kava, Opium und Aloe kommen größtenteils durch die Märkte in London und Amsterdam. Eine verhältnismäßig kleine Menge von Chinarinde kommt auch aus Südamerika und müßte direkt bezogen werden, wenn die Zufuhr aus London und Amsterdam geschlossen wird. Die Preise für diese Stoffe sind schon gestiegen, aber die Zufuhr durch diesen Krieg nicht abgeschnitten werden, wenn er sich nicht auf den Orient ausdehnt und so die Erzeugung selbst einschränkt (wofür die Japaner leicht sorgen könnten). Die diesjährige Opiumernte im südöstlichen Europa ist angeblich durch den letzten Balkanrieg schwer geschädigt worden.

Von eingeföhrten künstlichen Drogen und Alkaloiden kommt meistens der größte Teil aus Deutschland. Die Augenärzte werden wahrscheinlich die Folgen der Unterbrechung des Handels mit Deutschland in dem Mangel an Atropin, Pilokarpin und ähnlichen unentbehrlichen Heilmitteln schwer zu empfinden haben. Andere wichtige Drogen deutscher Herkunft sind Chinin, Strichnin, Kaffeein, Theobromin, Kofein, Formaldehyd und Salvarsan. Frankreich ist die Hauptquelle für die Lieferung von Weinsteinäure und, mit Oesterreich-Ungarn und den Balkanstaaten zusammen, für essenzielle Öle. Die Verwirklichung dieser Länder in den Krieg wird aber den Arzneimittelmarkt weit weniger beeinflussen als die Absperzung Deutschlands.

Diese Ausführungen sind durchaus von einer nüchternen Uebersetzung beherrscht und übertreiben die Verlegenheiten, denen die Vereinigten Staaten durch den Krieg in dem erörterten Punkt ausgefetzt sind, keineswegs. Was die Engländer an Geschäft mit Arzneien noch werden machen können, werden sie ohne Zweifel wahrzunehmen suchen, und darin kann ihnen ihr japanischer Bundesgenosse vielleicht zühen, wenn er will. Vielleicht versuchen aber die Japaner die Gelegenheit für sich selbst auszunutzen und den Handel mit Arzneistoffen aus Asien, insbesondere aus China, nach Amerika in ihre eigene Hand zu bringen. Aber auch ohne eine solche Betätigung der Japaner werden die Engländer den amerikanischen Markt für Drogen sicher verlieren, da in einer weiteren Auslösung der amerikanischen Zeitschrift schon mit Nachdruck darauf hingewiesen wird, daß vieles, was bisher aus dem Ausland bezogen wurde, im Lande selbst hergestellt werden könnte.

Die sehr die Beziehungen zwischen London und den Vereinigten Staaten bereits gefestigt worden sind, zeigt der Umstand, daß die große amerikanische Arzneizeitschrift seit dem 31. Juli keine Mitteilung aus London mehr erhalten hat, die ihr einer Veröffentlichung wert erschienen ist. Uebrigens macht sie darauf aufmerksam, daß durch den Krieg eine größere Zahl von internationalen Gelehrtenversammlungen verhindert worden sind, so die Tuberkulosekonferenz in Bern am 2. September, die internationale Liga gegen Epilepsie ebenda am 5. September, der Kongreß für Nervenheilkunde, Psychologie und Psychiatrie ebenda am 7. September, der Kongreß für kriminelle Anthropologie in Budapest am 14. September, der Kongreß für Berufskrankheiten in Wien am 21. September und der Kongreß der internationalen Vereinigung für Geschlechtsforschung in Berlin am 31. Oktober. Von großen Versammlungen, die sich in der Vorbereitung befinden, sind zu nennen: der internationale Kertzelkongreß, der 1917 in München, und der internationale Chirurgenkongreß, der 1917 in Paris stattfinden soll.

seht darüber. Wie? Der Marschall verwundet, General Ducrot an seiner Stelle Oberbefehlshaber, die ganze Armee auf dem Rückzuge nach dem Norden von Sedan! Und dieses furchtbare Spiel dem Ungefähr eines Unfalles, der Raune einer neuen Leitung preisgegeben! Er empfand, wie die Armee der Verwirrung und rettungslosen Unordnung anheimfiel, ohne Führer, ohne Plan, nach allen Richtungen gezerrt, während die Deutschen geradezu auf ihr Ziel losgingen mit ihrer Unentwegtheit, mit der Pünktlichkeit einer Maschine.

Schon war General Bourgain-Desfeuilles dabongerritten, als General Douay, der eben durch einen über und über mit Staub bedeckten Fusaren eine neue Botschaft erhalten hatte, ihn heftig zurückrief:

„General! General!“

Seine Stimme war so laut und so donnernd vor Ueber-raschung und Erregung, daß sie den Artillerielärm übertönte: „General! Nicht Ducrot kommandiert mehr, Wimpffen ist's... Ja, er ist gestern eingetroffen, mitten in der Niederlage von Beaumont, um Faillly an der Spitze des fünften Korps zu ersetzen... Er schreibt mir, daß er einen dienstlichen Brief vom Kriegsminister habe, der ihn an die Spitze der Armee stellt für den Fall, daß das Kommando frei werde... Wir ziehen uns nicht mehr zurück, die Befehle gehen dahin, die ersten Stellungen wieder zu gewinnen und zu verteidigen.“

Mit großen Augen horchte General Bourgain-Desfeuilles auf:

„Herr Gott!“ sagte er endlich, „das müßte man doch wissen... Wir für meinen Teil ist das übrigens Wurst.“

Er galoppierte von dannen, wirklich sorglos im innersten Herzen, wie er ja in dem Kriege nur ein rasches Mittel sah, um Divisionsgeneral zu werden, und nur den Wunsch hatte, daß dieser dumme Feldzug so rasch wie möglich beendet werde, da er aller Welt so wenig Befriedigung gewährte.

Da gab es nun unter den Soldaten der Kompagnie Beauvain ein Gespräch. Maurice sagte nichts, aber er war der Ansicht Chouteaus und Roubets, die spotteten und von Verachtung überflossen. „Gü, hüt, geh's wie's geht. Das sind doch Führer, die sich vertragen und nicht alles für sich haben wollen. Wärs nicht das Beste, sich schlafen zu legen, wenn man solche Führer hat? Drei Kommandanten in zwei Stunden, drei Nordskerte, die nicht einmal recht wissen, was sie tun sollen, und die verschiedene Befehle geben! Nein wahrhaftig, das wäre genug, um den lieben Herrgott in eigener Person gallig zu machen und zu demoralisieren.“ Und die verhängnisvollen Anschuldigungen des Verrats kamen wieder, Ducrot und Wimpffen wollten die drei Millionen bei Bismard gewinnen wie Max Rahon.

Charlottenburger Schiller-Theater.

„Grüne Oker“, Schauspiel von Heinrich Hee.

Das deutsche Volkstück aus dem Beginn der deutschen Freiheitskriege berührt erheblich sympathischer als sein Vorgänger im Repertoire, das Kunstliche Fröhsweiler-Spektakeldrama aus dem 70er Jahre. Schauspiel ist Dresden in den ersten Monaten des Jahres 1818. Der Autor verliert die Schilderung von Stimmungen und Typen um eine — freilich recht bloß romanhaft getragene — Liebesgeschichte, die den freitruenen Momenten eine Art dramatischer Verbindung geben soll, zu gruppieren.

Die bürgerlichen Damen im Hause des Kommerzienrats und guten Patrioten Schöller haben noch keinen Hauch des neuen Geistes, der sich rings im Lande regt, gespürt, plätchern wichtigwüßig im Entenreich gewohnten Klatsches weiter. Nur die Tochter ist von anderem Schlage. Als ihr Beliebter, ein früherer Angestellter ihres Vaters, von diesem aus dem Haus verwiesen, nach Jahren in französischer Offiziersuniform, ein Flüchtling der großen in Rußland geschlagenen Armee, zurückkehrt, bestürmt sie ihn, aus einem Soldner des Tyrannen ein Kämpfer für das Vaterland zu werden. Aber er glaubt, Bonaparte, seinem glühend bewunderten Führer, der ihm einst selbst das Ehrenkreuz an die Brust geheftet, auf immer Treue zu schulden. Eine Ueberzeugung, die dann — als seine Eiferucht durch die plumpen Galanterien eines betrunkenen französischen Generals getweckt wird — mit mehr Aplomb als Logik plötzlich umschlägt ins Gegenteil. Er stürzt sich auf den schänden Frebler und explodiert in patriotischen Worten, die nicht verfehlen, stürmischen Applaus hervorzurufen. Der Held soll nun erschossen werden. Doch es' das Urteil zur Vollstreckung kommt, hat ihn am Tage, da der Ausruf „An mein Volk“ erklingt, ein Haus bewaffneter Studenten aus dem Gefängnis befreit, von einem Pfarer mit Justine rasch getraut, wird er mit Pugow's Scharen für die Freiheit fechten.

Indes, den Schwächen dieser Fabel stand manches Gelingen gegenüber: vor allem die gut volkstümlichen, von der Darstellung sehr farbig lebensvoll herausgebrachten Szenen im Schweidnitzer Keller am Vorabend der Erhebung. Die Verbrüderungsstimmung am Stammtische der alten Herren, denen ein junges, als Kriegsfreiwilliger zugewandertes sächsisches Schneiderlein sich anschließt, der Einzug jubelnder Studenten, die Ansprachen und der Gesang von Körners hoffnungsvollem revolutionärem: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ griff stark mit wirkungsvoller Steigerung der Empfindung ineinander. Auch die Einzelrollen waren zum allgrößten Teile geschickt und gut vertreten. Das Publikum bezeugte große Weisfallslust.

Lessing-Theater.

„Mein Leopold“, Volksstück von V. Arronge.

Wie der Dichter dieses Stückes zu seinem französischen Roman gekommen ist, mögen die Götter wissen. Etwas unfranzösischeres ist sicher niemals dagewesen. Diese Wiederkeit, diese hausbackene Anständigkeit, die vor lauter Moral geradezu unanständig wird, diese grauenhaft ehrliche Psychologie der gerade Linie, diese positive Gerechtigkeit... Die einzige Verwandtschaft mit dem Drama des französischen gebildeten Kleinbürgertums liegt in der außerordentlichen Unwahrscheinlichkeit, in dem struppelosen Juristenten, wodurch alle kritischen Ansätze schmählich verraten und aufgegeben, alle drohenden Beobachtungszüge ihres Salzes beraubt werden.

Mancher zerbricht sich den Kopf darüber, was diese literarische Bühne mit solchem Opus bezweckt. Ich weiß es. Die Absicht ist tief. V. Arronge schuf das Werk unmittelbar nach dem siebziger Jahre, und es ist immerhin eher das Beste als das Schlechteste, was jene Zeit Dramatisches hervorgebracht hat; dies galt es zu zeigen. Also, wenn keine literarische zurzeit, so doch eine literarisch-historische Bühne.

Zugegeben übrigens, daß das Stück vom literarischen Leopold (das einst, als ein Belgierkönig dieses Namens bei uns noch geschicklich geschickt war, einmal als anständig empfunden worden sein soll) — zugegeben, daß es gegenüber den jetzt aus dem Boden gestampften und stampfenden Stücken ein sächsisches Drama ist. Aber trotzdem muß man jetzt recht die ästhetische Forderung präventieren. Sie nicht, wie alle sagen — und selbst solche, die etwas zu sagen haben —, in die Hintertafel stecken. Es geht genug Kultur zum Deibel in diesen Tagen, da hat es das Theater am leichtesten, den Gal zu hüten. Ihn wird man es am wenigsten verdenken, wenn es nicht „aktuell“ ist, denn sein Kunstwert ist in sich am geschlossenen.

Freilich, wie soll man's anfangen? Wie einen literarischen Spielplan rechtfertigen? Das Ausland, mindestens das feindliche Ausland, ist verpönt. Ich wähle inzwischen Rat. Man spiele jetzt gerade französische, russische, englische Dramatiker. Und just die besten. Mit der Begründung (die ich nicht zur meinigen mache): daß diese Dramatiker die grimmigsten Kritiker ihrer Nationen sind. Ich nenne Shaw, Tolstoi und aus Frankreich die Masse der Lustspielautoren. Wir wissen im stillen, daß diese Autoren nicht Rationalkritiker in erster Linie, sondern Gesellschaftskritiker sind. Aber was tut das? Wer außer uns weiß es? Nicht einmal das Plenum der Kritiker, geschweige denn die Zuschauer. Was unsere Gelehrten von denen des feindlichen Auslandes verlangen: sie sollten jetzt unpatriotisch sein (indem sie sich gegen den Krieg ihrer Nationen erklären), diese Forderung ungefähr erfüllen ja die Künstler dieses Auslandes am allerbesten. So könnte man vorgeben, das Ausland mit seinen eigenen Waffen, mit seinen eigenen Aerntruppen moralisch zu schlagen.

Andernfalls wird der Theaterbesuch immer flauer werden. Denn keiner, und sei er noch so hingerissen, kann auf die Dauer den Ueberchwang einer unbestimmten, gleichmäßigen, nicht differenzierter Begeisterung im Theater mitmachen. Man müßte also schon Volksschöne Depesch dramatisieren, wozu ja bereits mehr furchtbare als fröhlichere Ansätze gemacht worden sind. Zunächst aber behilft man sich im allgemeinen mit groben Anspielungen und Couplets, deren auch im Lessing-Theater vorgetragen werden. Da mangelt es aber wieder an den produktiven Kräften, denn diese Couplets waren herzlich schwach, so sehr ich den bedeutungslosen Teufeln der Zeilen zugebe: „Kreuzer „Augsburg“, „Bredlau“, „Goeben“ führten ein bewegtes Leben.“ Und noch eines führt mich beim Vortrag aktueller Gesänge durch unsere Schauspielerei: der Gedanke an die Künstler der großen Revolution, die sich notgedrungen mit der Revolution manferten und vom Kobalismus und Girondismus über den Jakobinismus und Terrorismus bis zur schrankenlosen Reaktion und zum Bonapartismus hinüberwechselten. Da ist es doch besser, die darstellerische Wandlungsfähigkeit an den Charakteren der großen Bühnendichter zu demonstrieren. Im Theater ist überzeugende Darstellung wichtiger als die Darstellung der Ueberzeugung.

Zum Glück fehlte es nicht an jenen. Boran ist Kahlker zu nennen, der die entscheidliche Probezeit des Ehrenmannes Starke fast erträglich machte. Demnach natürlich Ilka Grüning und zumal Lina Loffen: die Frau; sabelhaft in der stillen Echtheit dieser Nebenperson. Den Schuster machte Jakob Tiedke, und in der Tat machte er manches bloß, so gewiß er anderes recht prachtvoll schuf. Im ganzen, unter Erich Platen, eine anständige (mit sündlicher Dehnung der ersten Silbe) anständige Repräsentation des Lessing-Theaters.

Rudolf Franz.

Kleines Feuilleton.

Ein Plagiat.

Wir brachten vor einigen Tagen aus dem berühmten Buche „Herg“ des italienischen Dichters G. de Amicis das Kapitel von der „kleinen lombardischen Schwäche“. Dieses Kapitel war im „Weltspiegel“, der Beilage des „Berliner Tageblattes“, am 10. September plagiiert worden.

Charakteristisch, daß die Erzählung „Der kleine Held“, im „Weltspiegel“ anonym erschien. Der Verfasser hatte doch Bewußtseinsbisse. Auch war er so klug, jede wörtliche Anlehnung zu vermeiden. Aber die ganze Fabel mit fast sämtlichen Einzelheiten ist dem italienischen Dichter „entlehnt“, ohne eigene Leistung, die eine solche Entlehnung rechtfertigen würde. Dafür aber mit klugen Variationen im Detail, die eines solchen Plagiators würdig sind. Bei Amicis sagt der Offizier, als der kleine Späher vom Baume heruntergefallen wird: „Gewünscht!“ Beim Plagiator: „Mein Gott!“ Bei Amicis schauen die Soldaten den Toten regungslos an. Der Plagiator muß zweimal versichern, daß sie erschüttert sind. Selbstverständlich, daß der Plagiator von seinem Offizier bemerkt, er habe selber schon einen Sohn in diesem Kriege verloren... usw. usw. Die Schlussätze stellen wir aber doch nebeneinander:

Amicis:	Plagiator:
Und er schlief da im Grase... mit weihem, fast lächelndem Gesicht...	Das Kindergeßicht, das so weiß war, wie ein Blumenblatt... lächelte friedlich und überirdisch ein süßes, schmerzliches Lächeln.

Warum wir das Plagiat festnageln? Weil es ein Symptom ist, zu einer wirklichen künstlerischen Leistung hat der europäische Krieg noch keinen deutschen Dichter befähigt. Und er wird es wohl auch fernherhin nicht tun; so wenig wie der siebziger Krieg das getan hat. Aus Gründen, die jetzt nicht erörtert werden können. Was Wunder, daß man da zu einem Plagiat, vielleicht bloß zu einem ungewollten, instinktiven greift! Doppelt schlimm freilich, daß man dabei ebenso instinktiv das Original vernachlässigt.

Sonderbarer Berichterstatter Paul Lindenberg.

Für's „Berl. Tageblatt“ ist er tätig, als „Sonderberichterstatter“. Wir setzen nebeneinander, was dieses Beobachtertalent in seinem Blatte am 17. (abends) und am 23. d. Mts. (morgens) über Stallaupönen zu melden weiß. Auf einen Kommentar verzichten wir aus Gründen der Penur.

17. September. (Bericht vom 14.)	23. September. (Bericht vom 18.)
„Kur vor 7 Uhr: Stallaupönen. Auch diese Stadt besteht nicht mehr! — Die vorderen Straßen von den Ruinen in Brand gesetzt, die weiteren durch unsere Granaten!... Die Häuser schon verbrannt oder noch in hellen Flammen!... Um 8 Uhr Rückfahrt. (Also nach einfüßiger „Vesichtigung“. (Red. d. „Berl.“) Zwischen den flammenden Häusern hindurch...“	ward nicht so arg mitgenommen, wie es den Anschein hatte, als ich am letzten Sonntagabend inmitten lodender Flammen hier geweilte. Wohl ist der Schaden ein sehr, sehr großer... wohl besteht nur noch ein Teil der zum Bahnhof führenden Straßen, aber zwei Drittel der Stadt dürften erhalten geblieben sein...“

Derielbe Herr Lindenberg hat in demselben „Bericht“ vom 14. d. Mts. die Gesichte von den elf Frauen mit abgeschnittenen Brüsten und von dem blutigen Frauenfinger bei dem russischen Offizier erzählt. Diese Dinge hatte er aus dritter oder vierter Hand!

Was soll man davon halten, wenn nicht einmal das wahr ist, was er — selber gesehen hat! Wie sagt der Ungar? „Wer weiß, ob wahr ist. Und wenn wahr ist, wer weiß, ob wahr ist.“

Der erste Verkehr im Panamakanal.

Eine „traurige Ironie“ nennen amerikanische Blätter die Tatsache, daß der Panamakanal für den Welthandel in dem Augenblick eröffnet wird, da es keinen Handel für ihn gibt. Die glückliche Vollendung dieses gewaltigen Friedenswerkes hat wenig sang- und klanglos vollzogen; die große Eröffnungsfeier hat nicht statt auf den nächsten Frühling verlagert. Zur festgesetzten Zeit verließ der Dampfer „Ancon“ die Stadt Colon, so schiederte die „New Yorker World“ die Eröffnung des Kanals, „passierte die Schleusen und gelangte innerhalb von 10 Stunden in die Wasser des Stillen Ozeans bei Panama. Innerhalb von 24 Stunden hatte eine kleine Flotte von Handelsschiffen ihre Durchfahrt gemacht. Nun liegt der Kanal offen für alle Völker der Welt unter gleichen Bedingungen. Diese Gerechtigkeit bedeutet einen nicht minder eindrucksvollen moralischen Triumph als der materielle Sieg, der von den Ingenieuren über die Natur errungen wurde. Die Amerikaner sind voll Stolz darüber, daß sie dadurch der Welt, die durch andere Völker jetzt soviel Schaden erleidet, mit diesem Kanal ein segensreiches Geschenk gemacht haben.“ Daneben wird die Bedeutung des Panamakanals für den Krieg viel erörtert. Man betont, daß der Kanal neutral bleiben muß. Die Kriegsschiffe jeder der Nationen, die jetzt im Arzige sind, können den Kanal unter bestimmten Bedingungen benutzen, dabei ist ihnen natürlich verboten, ihn zu blockieren, in ihm irgendein Kriegsdreht auszuüben oder eine feindselige Handlung zu vollbringen. Fahrzeuge der Kriegführenden dürfen sich nach den Bestimmungen nicht mit Lebensmitteln oder irgendwelchen Waren versorgen, die über das Maß hinausgehen, das sie notwendig brauchen. Die Durchfahrt solcher Fahrzeuge soll mit möglicher Beschleunigung erfolgen und nur mit solchen Unterbrechungen, wie sie durch den Dienst im Kanal erfordert werden. Keiner der Kriegführenden darf hier Truppen, Munition oder Kriegsmaterial einladen oder ausladen. Außerdem wird gefordert, daß die Kriegsschiffe eines Kriegführenden Staates in den um den Kanal herumliegenden Gewässern nicht länger als 24 Stunden bleiben, ausgenommen im Falle einer Schiffskatastrophe. Ein Kriegsschiff einer Kriegführenden Nation darf den Kanal nicht passieren, bevor nicht 24 Stunden seit der Durchfahrt eines Kriegsschiffes einer Kriegführenden Nation verstrichen sind.

Notizen.

— Ihr Namen Schillers! Die bluttrüben Dichtereien deutscher Poeten finden allmählich den Weg ins neutrale Ausland. Unser Rabrider Beilageblatt „El Socialista“ druckt so ein Nachwerk nebst der Uebersetzung ab und ruft angewidert aus: „Oh, manos do Schiller!“

— Die Sonntagskonzerte im Schiller-Theater Charlottenburg unter der Leitung von Professor Rajic nehmen am 11. Oktober ihren Anfang. Die Abonnementkarte für die fünf Konzerte des ersten Zyklus kosten 2,50 und 3,50 einschließlich Garderobe und Programm. — Im Schiller-Saal wird ein von Lichtbildern begleiteter Vortragszyklus am Mittwoch, den 14. Oktober, beginnen, für den wieder Professor Dr. Paul Schubring gewonnen ist, und der in zehn Vorlesungen das Thema behandeln wird: „Die Kunst in den Städten Belgiens.“ Abonnementkarte für diesen Zyklus kosten 5 M. einschließlich Garderobe. — Endlich wird am Sonntag, den 11. Oktober, im Schiller-Saal der erste der Dichter- und Tonbichterabende dieser Spielzeit stattfinden.

— Die „Volksbühne“ wird die Vorstellungen am 1. Oktober beginnen, und zwar, da das neue Haus am Bülowplatz noch nicht fertiggestellt werden konnte, zunächst im Ronis Operettentheater (Neues Theater) am Schiffbauerdamm 4a. Als erste Vorstellung ist „Minna von Barnhelm“ in Aussicht genommen. — Konzertsalon. Der erste der von der Stadt Berlin veranstalteten Kammermusikabende, ausgeführt von der Berliner Trio-Vereinigung, findet am 6. Oktober, abends 8 1/2 Uhr, in der Aula der Realschule, Cobdinstr. 34-41, statt. Eintrittskarten: Saal numeriert 50 Pf., Balkon numeriert 30 Pf., sind zu haben bei Bergwald, Berliner Str. 56, Seidler, Bergstr. 42, Wulph, Kaiser-Friedrich-Str. 207, Jubil. Kaiser-Friedrich-Str. 247/248, Brocknow, Hermannstr. 93, sowie in den Vorwärts-Expeditionen Redakt. 2 und Siegfriedstr. 23/29 und an der Abendkasse. Das zur Ausführung gelangende Programm ist als Beilagen-Abend gedacht und trägt der ersten Stimmung unserer Zeit in jeder Beziehung Rechnung.